

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Holzengel.

Von Edith Rode-Rebelong.

„Carlo ist so gut,“ sagte Pippa, „er ist bloß leichtsinnig.“ Sie sah auf dem Modellpodium vor Frank Meisterberg, der schon das dritte Jahr Holzengel für die Kirchen in Neapel schnitzte. Augenblicklich stand er und zeichnete sie. „Gestern schenkte er mir eine goldene Kette,“ sagte sie und lachte leise, „und heute hat er meine Stiefel verfehlt.“

Der Mann vor ihr wurde rot vor Zorn. Er war groß und breit mit schweren, ruhigen Zügen und ein Paar mächtigen Händen an den muskulösen Armen. Pippa sah ihn neugierig an. Sie war schlant und gut gewachsen, mit fast kindlich zarten Gliedern. Ihre Augen strahlten mit dunkelblauen Glanze aus dem hellen Gesicht, das von braunen Locken eingerahmt wurde.

„Du verstehst ihn nicht,“ sagte Pippa träumend, „denn er ist schwach, und Du bist stark. Du bist so wie mein Vetter Robert, mit dem ich mich hätte verheiraten sollen, wenn ich nicht Carlo genommener hätte.“ Sie sah und sah auf ihre kleinen weißen Hände, die in ihrem Schoße lagen. „Du bist der Einzige, auf den er nicht eifersüchtig ist,“ sagte sie dann. „Er nennt mich Deinen Holzengel.“

Frank Meisterberg errötete wieder, tief und voller Hilfslosigkeit; er räusperte sich, um etwas zu sagen, schwieg aber dann.

„Woran denkst Du?“ fragte Pippa und sah ihn neugierig an. „Das Wichtigste ist, daß man keinen tofschlägt,“ sagte er dumpf. Pippa lachte, und ihre Augen strahlten ihm gerade ins Gesicht. Er wandte sich von ihr weg und ließ seine Hände schwer wie Hämmer auf einen Holzblock fallen.

„Ich habe so viel Kraft, Pippa,“ sagte er rau und verzweifelt. Doch gleich darauf empfand er sich als furchtbar plump und drehte sich wieder um. „Bist Du böse auf mich, Pippa?“ fragte er und lächelte verlegen.

„Zu mir bist Du sehr gut,“ sagte sie leise.

Niemals durfte Pippa wissen oder ahnen, wie Carlo seine Freunde ausgenutzt hätte! Niemals durfte Pippa wissen oder ahnen, daß Carlo ein Spieler war! Niemals durfte Pippa wissen oder ahnen, daß Carlo falsch spielte!

Frank Meisterberg lief durch die Straßen. Freunde hatten ihm das letztere eben erzählt. Morgen oder heute abend oder vielleicht schon in einer Stunde würde es die ganze Stadt wissen, Schande und Kummer und Unglück würden Pippas Köpfschen treffen, wie das Beil das Haupt eines Mörders.

Da war ein Wort, das rasste durch Frank Meisterbergs Sinn, wie ein Orkan über ein tiefes Wasser: „Wenn er ihren letzten Schmutz verkauft hat, wird er sie selbst verkaufen!“ Einer oder der andere hatte das gesagt und hatte recht damit!

Er klopfte an der Tür zu ihrem Zimmer.

Es war Pippa, die fragte: „Wer ist da?“

„Frank Meisterberg — Frank!“ Er konnte ihre Antwort nicht hören, so tobte das Blut in seinen Adern. „Es ist Frank,“ rief er wieder.

Da erkönte es: „Ich liege im Bett, aber Carlo sitzt auf der Terrasse.“ Die Stimme überschlug sich vor Lachen. „Ich kriech unter die Decke, dann kannst Du ruhig durchkommen.“

Er öffnete behutsam die Tür und trat herein. Ueber die Bettdecke hinweg winkte Pippas Kinderarm ihm zu; er winkte ihm zu, bis er die Tür zur Terrasse geöffnet und wieder hinter sich geschlossen hatte.

Carlo saß auf der Brüstung hoch über der Straße. Eines seiner Beine lag auf dem Steingeländer, sein Kopf war gegen einen Kibbel mit einem blühenden Oleanderbaum gelehnt. Sein Auge richtete sich mit trügerischer Gleichgültigkeit auf Frank.

Aber nur eine Sekunde lang. Dann weitete es sich in einem Entsetzen, das so groß war, daß ihm kein Laut entschlüpfte, als sein Körper über das Geländer hinunterfiel.

Pippa ging in Schwarz gekleidet über die Straße. Ihr langer Witwenschleier wehte um sie und legte sich weich auf Frank Meisterbergs Schulter. Vor der Kirche blieb sie stehen: „Wißt Du nicht mit?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf und sah fort.

„Früher warst Du so gut,“ murmelte sie, „Du gingst immer zur Kirche.“ Sie sah ihn neugierig an.

„Ich bin nicht gut,“ sagte er barsch.

„Gegen mich bist Du immer sehr, sehr gut gewesen,“ erinnerte sie ihn sanft.

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und verbarg sie dann auf dem Rücken.

„Das geht nun so, seit der arme Carlo hinunterstürzte,“ sagte sie leise. „Du arbeitest auch nie mehr.“ Sie schauderte: „Schrecklich — es muß schrecklich gewesen sein.“

„Gehst Du in die Kirche?“ fragte er heifer.

„Aber, was machst Du dann?“ fragte sie.

Er senkte den Kopf: „Ich warte.“

„Wie schön warm Deine Hände sind,“ sagte Pippa; sie sah vor dem Feuer im Kessel. „Du kannst meine beiden mit Deiner einen umfassen, sieh mal.“

Frank Meisterberg verbarg seine Hände auf dem Rücken. „Du sollst sie nicht anrühren,“ sagte er voller Ekel.

Sie sah ihn einen Augenblick neugierig an. Er legte ein Tuch um ihre Schultern und eine Decke um ihre Knie. Dann setzte er sich ihr zu Füßen: „Ist es so gut?“

„Ja, so ist es gut.“ Ihre strahlenden Augen sahen in das Feuer, das einen schwachen rölligen Schein auf ihr helles Gesicht warf; ihre kleinen weißen Hände lagen über der Decke in ihrem Schoß gefaltet. Frank Meisterbergs vergötternder Blick umfahnte sie ganz. Alle seine Engel, die er vorher modelliert, hatten nichts getaugt, aber seit Pippa gekommen, wurde jedes Stück Holz, das er in die Hand nahm und dem er ihre Züge verlieh, wie besetzt. Doch in dieser ganzen letzten Zeit hatte er keine Engel mehr schaffen können. Seine großen Hände hingen wolk und schwer an ihm herunter, und wann er sie ansah, packte ihn Ekel. Wenn er bloß seine Kräfte hätte gebrauchen können — wenn er ihn bloß in einem Handgemenge getötet hätte — dazu hätte er ein Recht gehabt, um Pippas Blut zu retten.

Pippa senkte den Kopf und sah ihn forschend an: „Du seufztest so laut?“

„Tut ich das?“

„Bist Du nicht froh?“

Er lächelte ihr ruhig zu. „Ja.“ Kurz darauf stützte er sich auf den Ellenbogen und sah sie an. „Bist Du froh, Pippa?“

„Ja,“ sagte sie sanft, „und jetzt kommt Robert bald.“

Er legte sich wieder. Er hatte schon früher von Robert gehört; aber jedesmal rasste sein Herz gegen seine Brust, wie ein Gefangener, der sich gegen eine Mauer wirft. Er hatte sich selbst gelobt, daß seine Hände nie Pippa berühren sollten, oder sollten deshalb eines anderen Hände —? Der Gedanke schnürte ihm die Brust zusammen.

„Robert hat mir verziehen, daß ich mich mit Carlo verheiratete,“ sagte Pippa zuversichtlich. „Robert ist rechtschaffen, aber Carlo war so gut. — Wenn Robert einen Bettler sah, konnte er ruhig an ihm vorbeigehen — aber Carlo kehrte seine Taschen um und gab ihm alles, was er hatte.“

Ihre Stimme hatte einen so süßen, stolzen Klang, daß der Mann ihr zu Füßen sich tief über diese beugte. „Gott segne Dich, Pippa,“ murmelte er. Sie sah ihn einen Augenblick neugierig an, dann wurde ihr Blick wie traumverloren: „Und alle möglichen Dinge bekam ich, Schmutz und schöne Kleider — — und später mußte er sie wieder zurückhaben.“ — Sie berührte mit den Fingern seinen Nacken, so daß er aufsehen mußte. „Denn Carlo war ein Spieler,“ sagte sie vertraulich.

Frank Meisterbergs Gesicht wurde grau. „Ich weiß es,“ sagte er heifer, mit scheuem Blick.

Pippa beugte sich dichter zu seinem Gesicht und bildete das Wort, noch bevor es ihren Lippen entschlüpfte: „Ein Falschspieler“ — hauchte sie.

„Du weißt das?“ murmelte er sämmerlich und unendlich sanft, „ach Pippa, mein kleiner Engel, was mußt Du gelitten haben!“

Ihr klarer Blick spiegelte eine Sekunde lang die flackernden Flammen wider, dann senkte sie tief den Kopf: „Ja, was habe ich gelitten!“ flüsterie sie.

Frank Meisterberg stand auf dem Kai und stierte mit hungrigen Augen zu dem Schiff hinauf. Die Landungsbrücke war eingezogen,

einige Matrosen zerrten an den Tauen und riefen kurze, kräftige Worte, es heulte und zischte von Rädern und Maschinen. Pippa stand da oben und hielt sich lächelnd die Ohren zu. Sie rief etwas, was vom Lärm ersticht wurde. Robert, der an ihrer Seite stand, fing die Worte auf und ließ sie weitergehen, indem er die Hände wie ein Musrufer vor den Mund hielt.

Frank Meisterberg beugte sich vor, um zu hören. Er ging so dicht an das Wasser, daß sein mächtiger Oberkörper schwer über das Bollwerk hing. Er lauschte mit allen seinen Gliedern, um diese letzten Worte zu hören.

Pippa lachte und schüttelte den Kopf. Sein Mund stand offen vor Anstrengung. Pippa lachte, so daß sie sich an Robert halten mußte. Dann schüttelte sie wieder den Kopf und streckte ihren Arm aus und winkte, während das Wasser zwischen ihnen breiter und breiter wurde.

Frank sah nicht das Schiff und nicht Robert. Er sah nur Pippas Kinderarm und den dunkeln Meeresschlund zwischen ihm und ihr. Er hielt seine Mütze gegen die Brust gepreßt, und sein Auge umspannte das Meer und den Himmel und das Schiff, wie um Pippa zu halten; doch schneller und schneller entzog sie sich seinem Blick, als flüchtete sie vor dessen starrer Verzweiflung.

Keiner von den, vor seinen heißen Augen langenden Punkten war mehr Pippas Schiff. Sie war abgereist mit ihrem Mann und ihrem Glück.

Pippa! Ihre Seele war so weiß und rein wie ihre entzückenden kleinen Hände. Er sah voller Ekel auf seine Hände und verdaß sie. Aber Pippas Glück hatten sie durch Sünde und Blut getrogen und strahlend und hoch und rein gemacht. Denn Pippa war ahnungslos wie ein Kind und ein Engel. Sein Kind und sein Engel.

Er blickte noch einmal voller Ekel auf seine ausgestreckten Hände, und er fühlte dumpf, daß er nie mehr mit ihnen einen Engel schnüßeln würde, dann ging er schweren Schrittes zur Stadt zurück.

„Ach, wie lange er stehen bleibt,“ klagte Pippa, „ich bin schon ganz müde vom Winken.“

„Daß mich Dich ablösen,“ sagte Robert, „er ist viel zu weit fort, als daß er sehen könnte, wer es ist.“

Sie lehnte sich gegen seinen Arm und lachte. Sie standen und lachten, während er winkte.

„So, nun wird es genug sein, selbst für einen so treuen Anbeter,“ meinte Robert und zog sie mit sich. „Seh’ Dich hierher, Liebling, hier bist Du umgestört.“

„Rein, lehn’ Dich in meinen Arm,“ flüsterte er, als sie sich setzte, „er war sehr, sehr gut zu Dir, aber war er auf die Dauer nicht schrecklich ermüdend — fühlst Du gut?“

Pippa nickte, dann hob sie ein wenig den Kopf, wie um sich zu vergewissern, daß sie ganz allein wären. „Soll ich Dir etwas anvertrauen?“ sagte sie mit einem kleinen geheimnisvollen Lächeln und schlang ihre feinen Arme um seinen Hals, „aber Du darfst es niemals jemand wiedererzählen!“ Sie legte ihren Mund an sein Ohr und hauchte hinein: „Frank war es, der Carlo getötet hat.“

Robert richtete sich langsam auf, sein Auge stierte sie ungläubig an. Sie nickte ernst und eifrig: „Ja, er war es, der ihn hinunterstieß! Ich habe es die ganze Zeit gewußt; aber Du darfst es niemals jemand sagen.“

Sein Gesicht bekam einen Ausdruck voll Ekel und Grauen. „Dann war er ja — — dann ist er ja ein ganz gemeiner Mörder!“ sagte er empört.

Pippa sah ihn einen Augenblick neugierig an, dann nickte sie ernsthaft und schauderte ein bißchen. „Ja, ein Mörder,“ flüsterte sie. Er umfaßte sie: „O Du armes Kleinkind, wie mußt Du Dich vor ihm gefürchtet haben, entsetzlich gefürchtet,“ flüsterte er leidenschaftlich.

Pippas Augen stierten eine Sekunde lang mit frommem Staunen in die Luft, dann ließ sie sich in ihres Beschüßers bereitwillig geöffnete Arme gleiten.

„Ach ja,“ schluchzte sie mit sanftem Schauer, „wenn Du wüßtest — wenn Du wüßtest, wie ich mich vor ihm gefürchtet habe!“

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Frida Erdmute Vogel.)

Molière.

Zu seinem 300. Geburtstag am 15. Januar.

Von Paul W. Eisold.

Das Jahr 1643 brachte für den angehenden Rechtsanwalt Jean-Baptiste Poquelin einen jähen Wandel. Der Verkehr mit der Leiterin des „Musi Théatre“, Madeleine Béjart, hatte in dem jungen Gemüt eine heftige Liebesleidenschaft entfacht. Dazu kam eine starke Neigung zum Schauspielberuf, etwas Abenteuerlust und Mut: kurz, der junge Anwalt hing das ernste Kleid an den Nagel und schloß sich der Truppe an. Aber es geht schlecht, die Schulden häufen sich, Poquelin wird sogar gefangen gesetzt. Da verläßt die Gesellschaft Paris und begibt sich auf eine Wanderfahrt in die Provinz. Poquelin, der sich nun, keine Eltern zu schonen, Molière nannte, wird ihr Ideeller und künstlerischer Vetter.

Ueber diese zwölfjährige Wanderfahrt hat die Zeit ihren dunklen Mantel gebreitet, wir wissen nur, daß diese Jahre die herbste und zugleich gründlichste Schule waren, den Dichter und den Men-

schen Molière zu entzünden. Aus dem rein Handwerksmäßigen, aus Lust und Ehrgeiz, vielleicht sogar aus der Not heraus, die Existenz der Truppe zu erhalten, schrieb er seine ersten Stücke . . . bis ihm die Erleuchtung und Gnade geschah, die ihn mit dem Griffel der Komik, des Spottes und der heftigsten Satire, geboren aus höchster Sittlichkeit, die tausendfältige Buntheit des Lebens, die ganze Gefühlsskala des Menschlichen schildern ließen.

Wieder, 1658, nach Paris zurückgekehrt, gelang es Molière, mit Hilfe seines Freundes, des Kritikers Boileau, von Ludwig XIV. eine Unterstützung für sein Theater zu erlangen. Zwar, nicht darum gab der König das Geld, weil er das Genie, die dichterische Größe Molières erkannte, sondern weil es der Eitelkeit des Herrschers schmeichelte, den größte Kunstförderer zu sein und sich zugleich als solcher in der erzwungenen Vergötterung des Dichterdreigestirns Racine-Molière-La Fontaine zu sonnen. Am schwersten hat wohl Molière unter dem entwürdigendem Abhängigkeitsverhältnis gelitten — und doch, wollte er sich als Dichter überhaupt durchsetzen und sein Theater erhalten, so mußte er den Launen des Königs gerecht werden, der in ihm nicht viel mehr als seinen Spasmacher sah. Andererseits aber erzeugte Ludwig dem Dichter insofern einen großen Dienst, als er an seinem ersten Kinde Patenstelle übernahm, um damit der fürchtbaren Anstufung, daß Molière in der 19jährigen Armande Béjart keine eigene Tochter geheiratet habe, entgegenzutreten, und daß der König gegen die Geistlichkeit durchsetzte, daß des Dichters Leiche dennoch der Erde übergeben wurde, obwohl die Kirche mit den schäblichsten Mitteln dies zu verhindern suchte.

Molières Ehe war ein Martyrium, war die Hölle auf Erden. Dennoch aber liebte er seine Frau, die leichtsinnig, untreu und unwirtschaftlich war, mit der immer wieder vergehenden Liebe. Mit jener Liebe, die auch für den Schlag ins Gesicht noch eine Entschuldigung sucht und findet. Er litt, verzweifelt und doch unfähig, das unnatürliche Verhältnis zu lösen, alle unaussprechlichen Qualen der Schmach, Scham und tiefsten Zerknirschung. Mit unter den Entsetzlichkeiten mit heroischer Kraft, mit einer an das Uebernatürliche grenzenden Duldsamkeit . . . bis endlich aus dem zerquälten Leib über einer Darstellung des „Eingebildeten Kranken“ der große Geist entwich. Buchstäblich in den Seelen starb der Dichter, ein frühes Opfer, 1673, im besten Mannesalter.

Molière ist der Schöpfer des französischen Komödienstücks. Ja, man kann sagen, die Gattung der Komödie hat seit Aristophanes durch Molière ihre größte Vervollkommenung ihren Meister und einzigartigen Gestalter gefunden. Die vorromantische Zeit kannte nur das Lustspiel, das aus einer Häufung komischer Situationen und lustiger Begebenheiten seine Wirkungen zog.

Das literarische Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts kennzeichnet der klassische Naturalismus. Die großen Geister Bossuet, Racine, La Fontaine, Boileau beherrschen die Zeit, Klarheit, Einfachheit und Naturnähe sind die Hauptziele der Dichter, eine national eingestellte Kunst sucht und findet eine großartige Verbindung mit der Antike. Und auf der anderen Seite schäumt eine ungeheure Welle der Lebensfreude, der Vergnügungslust auf: das Frankreich Ludwigs XIV. hat an Pracht, Vornehmheit und Luxus nicht seinesgleichen, wie es an inneren Verfall, an Verwahrlosung und Verberdung des Volkes, an widerlichem Treiben der Geistlichkeit, an gelstlosem Dünkel der Ärzte und aberner Anmaßung der sogenannten Gebildeten wohl nur noch von dem vorrevolutionären Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts überboten wird.

Da kam Molière in dieses Treiben. Mit den Elementen einer im volkstümlichen verankerten Kunst, einer scharfen Gedanklichkeit und Satire, mit der Entwicklung der dramatischen Fabel aus den Charakteren heraus, mit Anpassung der Sprache an die besondere Stellung seiner Gestalten im Leben brachte er etwas ganz Neues und vollwertig Künstlerisches. Dabei verfügte Molière über eine starke dichterische Begabung, die sich mit einer glänzenden technischen Fähigkeit für die Erfordernisse des Bühnenwirkens paart. Und wenn auch in vielen Stücken des Dichters der notwendige Abschluß durch den „Deus ex machina“ (Maschinengott) herbeigeführt wird, so veröhrt doch immer wieder die starke Wahrheitsliebe des Dichters, veröhnen, im Hinblick auf sein Leben, der hinter all der Fröhlichkeit, hinter Biß und Spott liegende Welthof und Groll und die tiefe Trauer, die diese tödlichen Stücke werden ließen.

Ja, es ist etwas Einzigartiges und wahrhaft Tragisches um die Stücke! Kurz vor der Zeit, da der Dichter seine Ehe mit der so viel jüngeren Armande Béjart einging, schrieb er die „Frauenschule“, wo er eine solche widernatürliche Verbindung geistreich und scharf persiflierte, und später, als vielfach „Gehörner“, seinen „Don Juan“, ein Stück, das die Ruchlosigkeit in Reinkultur darstellt, das in dem Titelhelden das erbärmlichste und elendeste Scheusal in Menschengestalt darstellt. Mit diesem Wert tat Molière einen fähnen und großen Wurf, es wuchs ihm unter den Händen über die Zeit hinaus ins Ewige, ins Allgemeingültige. Und es wurde nicht minder zum Sammelbecken seines durch viele Jahre hindurch angehäuften Grimmes und Hasses, daß man bei manchen Stellen noch heute das Fährtnirischen des Dichters zu hören vermeint.

Starke Gerechtigkeitsgefühl, moralische Reinheit, hohe Sittlichkeit und klarer Verstand sind die Fundamente. Der Freund der Natur mußte gegen alle Feinde dieser und gegen alle, die sie einengen oder in lächerliche Regeln zwingen wollten, Sturm laufen, mußte den großmännlichen Bürger, den verweichtlichen Literaten, den Geizigen, den Menschenfeind, die Ärzte, den eingebildeten Kranken, den Liebeshelden und selbst die des Dichters Stücke kritisierenden Federfuchser schonungslos mit den Räubeln seiner Spottsucht und drastisch-komischen Verzerrung übergießen. Aber nicht genug damit, daß er eine lächerliche Angewohnheit, eine Un-

litte einer Rasse anprangerte; darüber hinaus verließ er seine Ge-
halten in die unergründlichen Gebiete des Menschlichen, hob sie aus
der Einmaligkeit seiner Darstellung zu Vertretern bestimmter Gattungen
(„Lartuffe“ als der Inbegriff des verworrensten Heuchlers).
Aus dem Leben, dem vollen, täglich in neuen Bildern sich vor ihm
abspielenden, schöpft Molière, wie denn auch in vielen Stücken ein
Spiegelbild seiner feilschen Stimmungen und ein Abriss seines
Lebens sich aufst. So kommt es auch, daß großer Ernst selbst
über den lustigen Werken wie ein unsichtbarer Schleier liegt, daß
nur allzuoft hinter dem lauten Lachen der halbunterdrückte Schrei
einer gequälten Seele sich verbirgt.

Molières Einfluß auf seine Zeit ist bedeutend. Trohdem aber
nahm ihn, den Schauspieler, die „Akademie“ nicht in ihre Reihen
auf! Den sozialen und kulturellen Anklagen aber kennzeichnet am
besten die Inschrift am „Institut Français“, dem Sitz der Akademie:
„Nichts fehlte zu seinem Ruhme, er aber fehlt dem unsrigen.“

Veränderungen im Organismus der Menschen und Tiere.

Tiere, die während mehrerer Generationen in ihren Wohnungs-,
Ernährungs- und Fortpflanzungsverhältnissen unter dem Einfluß
der Menschen stehen, erleiden in der Regel gewisse Veränderungen.
Die Haustiere, um die es sich dabei in der Regel handelt, werden
von den Menschen zu bestimmten Zwecken gehalten; sie werden ein-
seitig gezüchtet und ernährt, um viel Milch, einen fetten Braten, ein
schönes Fell oder viel Eier zu liefern, oder um möglichst schwere
Wagen zu ziehen. Ganz besonders sorgsam werden Tiere gepflegt
und gezüchtet, die durch Stier- oder Hahnenkämpfe oder durch Pferde-
rennen Menschen ein Vergnügen bereiten sollen. Ebenso wie durch
den Einfluß des Menschen bestimmte Eigenschaften der Haustiere
sehr gesteigert werden können, verfallen auf der anderen Seite ge-
wisse Eigentümlichkeiten, an deren Weiterbestehen der Mensch kein
direktes Interesse hat.

In der Medizinischen Gesellschaft in Kiel wies Dr. Paulsen in
einem Vortrag auf eine gewisse Ähnlichkeit der Veränderungen hin,
die sich im Organismus der Menschen wie in dem der Haustiere voll-
zogen haben. So schwankt die Körpergröße bei einzelnen Haustieren
sehr stark, z. B. beim Pferd und noch mehr beim Hund. Die gleiche
Erscheinung sehen wir bei verschiedenen Menschenrassen. Bei wilden
Tieren gehören beträchtliche Größenunterschiede zu den Seltenheiten.

Am klarsten tritt bei den Haustieren die Veränderung ihres
Haar- und Federkleides hervor. Tauben und Hühner sind in ihren
Stammrassen kaum wieder zu erkennen, ebensowenig Angoraziegen
und Merinoschafe. Beim Menschen kennen wir den traushaarigen
Neger, den glatthaarigen Japaner und den lockigen Europäer. Aber
nicht nur die Haarform, auch die Veränderung der Haar- und Haut-
farbe weist zwischen Haustieren und Menschen gewisse Parallelen
auf. Die verschiedenen Menschenrassen werden als weiße, schwarze
und gelbe Rassen bezeichnet. Die gleiche Einteilung hat der Tier-
züchter bei Pferden und Rindern. Der Mensch hat keinen Pelz, der
ihn gegen die Kälte schützt. Die einzigen Tiere, die diese Eigenschaft
mit ihm teilen, sind der haarlose afrikanische Hund und das Haus-
schwein, das überdies sich noch das besondere Wohlwollen bestimmter
Politiker zugiehet wird, weil es als einziges Tier so blauäugig ist
wie die reinrassigsten Germanen.

Der fehlende Kälteschutz beim Menschen wird nur sehr unvoll-
kommen durch die Kleidung ersetzt. Wilde Tiere sind nie erkältet.
Weder Husten noch Schnupfen noch Frostbeulen plagen sie. Dagegen
leiden Haustiere bereits an Erkältungen. Die Widerstandsfähigkeit
der Menschen und Haustiere gegen viele Infektionskrankheiten ist
herabgesetzt. Schwere Haut- und Fleischwunden und Knochenbrüche
heilen bei wilden Tieren nach Behandlung mit Waden. Tuberkulose
gibt es bei wilden Tieren nicht. Zahnkrankheiten, Kurzsichtigkeit,
Rachitis, Zuckerkrankheit und Gicht sind das „Borrecht“ der Menschen
und zum Teil einiger Haustiere. Auch im Geschlechtsleben zeigen
sich Eigentümlichkeiten, die Menschen und Haustiere gemeinsam
sind. Alle wilden Tiere haben bestimmte Brunstzeiten, die so liegen,
daß das Junge die besten Bedingungen für seine Ernährung vor-
findet. Bei den Haustieren ist dafür teilweise die Dauerbrunst ge-
treten, weil die Ernährungsbedingungen während des ganzen Jahres
ungefähr gleich sind. Das gleiche gilt für den Menschen. Störungen
der Geburt kommen beim Menschen und bei den Haustieren häufig
vor. Bei Naturvölkern sind sie seltener, weil das rachiitische Becken
dort nicht gefunden wird. Bei wilden Tieren ist von Geburtsstörungen
überhaupt nichts bekannt. Die Stillfähigkeit der Frauen ist am ge-
ringsten bei den Völkern, die Milchpieß besitzen. China und Japan
kenn den von vielen Völkern als unappetitlich empfundenen Milch-
genuß nicht. Die Stillfähigkeit der Frauen ist dort größer.

Wenn auch die Wirkung der Lebensbedingungen auf den mensch-
lichen Organismus noch nicht bis ins letzte erforscht ist, so läßt doch
die Parallellität gewisser Erscheinungen bei Menschen und Haustieren
sehr weitgehende Schlüsse zu. Besonders für die Beurteilung mancher
Krankheiten ist sie von großer Bedeutung.

Der beste Gesellschafter ist der, der von einer Arbeit
kommt; ist er auch müde, der Geist der Arbeit ruht auf ihm,
und die ruhende Energie der Lebenskraft ist amnütend.

Ein russischer Gelehrter, Dr. Nikolaus Rubakin, der außer
wissenschaftlichen Büchern nicht weniger als 187 volkstümliche Werke
veröffentlicht hat, sagt, er habe für diese Bücher nicht mehr als 1500
verschiedene Wörter gebraucht. Wer zuerst eine solche Zahl ver-
nimmt, wird sich kaum ein Bild davon machen können, ob das viel
oder wenig bedeutet, denn die allermeisten Menschen haben auch nicht
enfernt eine Ahnung, wieviel Wörter sie im täglichen Leben ge-
brauchen und wieviel ihnen überhaupt bekannt sind (was noch lange
nicht dasselbe bedeutet). Dr. Rubakin sagt nun aber selbst, die von
ihm gebrauchte Wortzahl sei so gering, daß diese Armut der Sprache
für einen Gebildeten einfach unerträglich sei. Er wollte aber nur
für ungebildete oder sehr wenig gebildete Russen schreiben, und des-
halb hat er das Verzeichnis jener 1500 Worte aufgestellt auf Grund
einer Untersuchung von etwa 10 000 Handschriften von russischen
Bauern und Arbeitern. Bei dieser Gelegenheit stellte er außerdem
fest, daß viele Wörter der gebildeten Sprache für Ungebildete einen
ganz anderen Sinn haben, und er kam zu der Schlussfolgerung, daß
der, der volkstümlich schreiben will, nur solche Wörter gebrauchen
dürfe, die den Lesern, an die er sich wendet, bekannt sind und die
für den Verfasser wie für den Leser denselben Sinn haben.

Es ist ganz erstaunlich, mit welcher geringer Zahl von Wörtern
ein einfacher Mann des Volkes namentlich auf dem Lande in ent-
legenen Gegenden auskommt. In England hat man z. B. vor
längerer Zeit festgestellt, daß ein Kohlenarbeiter in seinem ganzen
Leben nicht mehr als 200 bis 300 Wörter gebraucht. Jetzt mag die
Zahl infolge der fortgeschrittenen Bildung der Arbeiter wohl etwas
höher sein. In den Städten lernen die Leute schon viel mehr Wörter
gebrauchen. Ähnlich verhält es sich mit den Schriftstellern. Nament-
lich Dichter, die früher als klassisch galten (jetzt hat dieser Begriff
sich schon sehr erweitert), kommen mit einer verhältnismäßig geringen
Zahl von Wörtern aus, aber auch bei ihnen ist die Zahl sehr
schwankend. Gellert besitzt unfreitig weniger Worte als Klopstock,
Goethe wahrscheinlich erheblich mehr als Schiller. Von den französi-
schen Klassikern hatte Racine mit seiner einfachen, klaren Sprache
wohl den geringsten Wortschatz. Bei den Engländern haben wir
einige genaue Zahlen: in Miltons Werken kommen 8000 verschiedene
Wörter vor, während Shakespeares über 15 000 Wörter verfügt.
Wenn man diese Zahl mit den von Dr. Rubakin für seine volks-
wissenschaftlichen Werke gebrauchten 1500 vergleicht, so wird man
es verstehen, weshalb er, einer der belestesten Gelehrten unserer
Zeit, dabei selbst von einer Armut spricht. Goethe hat übrigens
mindestens ebensoviel Wörter gebraucht wie Shakespeare, wahr-
scheinlich sogar noch mehr.

Ein gewandter Schriftsteller, der z. B. so viel schreibt wie Goethe,
und auch auf verschiedenen Gebieten tätig ist, müßte eigentlich im
Laufe vieler Jahre fast den ganzen Sprachschatz eines Wörterbuches
anwenden. Das ist aber noch lange nicht der Fall. Das alte Wörter-
buch der französischen Akademie, das nur die durch den Gebrauch
ständig festgestellten Wörter enthält und sich gegen Neubildungen sehr
lange ablehnend verhielt, verzeichnet 29 712 Wörter, und doch kann
man sagen, daß viele französische Schriftsteller früher mit ein paar
tausend Wörtern auskommen sind. Das griechische Wörterbuch
von S. Etienne verzeichnet nicht weniger als rund 150 000 Wörter.
Das Griechische war eben eine sehr reiche Sprache, und doch wird es
vom Deutschen übertroffen, denn Sanders deutsches Lexikon umfaßt
300 000 bis 400 000 Wörter. Allerdings entsteht diese hohe Zahl
zum Teil durch die tausendfachen Wortzusammensetzungen; so hat
man z. B. 613 Zusammensetzungen mit „Hand“ und 730 mit „Land“
gezählt. Der Deutsche greift nämlich viel lieber zur Zusam-
setzung von zwei oder drei Wörtern, als daß er ein neues Wort findet
oder aus einem anderen Worte bildet. Außerdem entlehnt er viele
Wörter aus fremden Sprachen, so daß allein ein deutsches Fremd-
wörterbuch mindestens ebensoviel Wörter enthält wie das ganze
Wörterbuch der französischen Akademie. Dabei ist nur ein ver-
schwindend kleiner Teil der in der Chemie, der Technik und der In-
dustrie neuerdings in immer größerer Zahl aufgenommenen, völlig
erfundenen und meist nach dem Lateinischen und Griechischen ge-
bildeten Wörter darin enthalten. Ein vollständiges technisches
Wörterbuch würde einen ungeheuerlichen Umfang erreichen.

Rein theoretisch beträgt die Zahl aller möglichen Wörter ebenso-
viel als die 24 Buchstaben des Alphabets Kombinationen zulassen,
nämlich die Miesenzahl von 620 448 401 736 239 439 360 000 Wörtern;
doch hat noch niemals ein Volk an eine derartige bewusste Kombi-
nation gedacht, sondern die Wurzelworte sind unbewußt entstanden.
Es ist auch ganz ausgeschlossen, daß ein Kulturvolk, selbst wenn es
viele Jahrtausende als solches am Leben bleiben und seinen Sprach-
reichtum immer weiter vermehren würde, zu einem Wortschatz von
so phantastischem Umfang gelangen könnte.

Da in diesem Artikel hauptsächlich von Zahlen aus dem Reich
der Sprache die Rede geht, dürfte vielleicht mancher fragen, welches
Wort einer Sprache das häufigste ist. Das ist je nach den Sprachen
verschieden. In der Regel nimmt man an, daß im Deutschen „er“,
„sie“, „es“, „und“, „wie“ und „so“ die häufigsten Wörter sind. Man
hat aber durch genaue Zählungen festgestellt, daß das ein Irrtum ist.
Es kam nämlich dabei heraus, daß „die“ und „der“ am häufigsten
sind. Beide Partikeln kommen je etwas mehr als 2000mal auf
100 000 Silben vor, während das nächsthäufigste Worte „und“ nur
etwas mehr als halb so oft vorkommt. Die Stenographen hatten
ein Interesse an dieser Feststellung, weil bei ihnen als Grundsatz gilt:
„Dem häufigsten Wort das kürzeste Zeichen.“

Was unsere Großväter noch nicht hatten. Beim Beginn eines neuen Jahres richtet sich der Blick unwillkürlich rückwärts, und wir fragen, wie wohl vor 100 Jahren unsere Großväter gelebt haben. So gern sich nun auch manche nach der „guten alten Zeit“ zurücksehnen, so dürfte es ihnen doch, wenn ihre Sehnsucht erfüllt würde, wie dem Justizrat in Andersens „Goloschen des Glücks“ gehen, der durch die Zauberkrast dieser Galoschen in die von ihm so hochgepriesene Zeit des „guten König Hans“ zurückversetzt wurde und die entsetzlichsten Erfahrungen dabei machte.

Vor 100 Jahren gab es Feuerung und Glend als Nachwirkung der napoleonischen Kriege wie heutzutage, und sehr viele Dinge, die uns heute das Leben erleichtern und verschönern, waren noch ganz unbekannt. Sehen wir von den großen Fortschritten wie Eisenbahn, Telegraph, Telephon usw. ab, so bleiben noch eine große Anzahl kleinerer Annehmlichkeiten und Errungenschaften übrig, ohne die wir uns heute unser Leben kaum noch denken können. Goethe hat einmal gesagt, er würde den als einen Wohltäter der Menschheit preisen, der das ewige langweilige Puzen der Dichter unnötig machen würde. Der gedrehte Docht, der die Benutzung der Nachtputzschere aufhob, ist zwar noch zu seiner Zeit in Anwendung gekommen, denn er wurde im Jahre 1825 erfunden, aber Goethe hat selbst nicht mehr viel von dieser Neuerung gehabt. Auch damals war man noch auf Talg- und Wachslichter angewiesen, die recht unregelmäßig brannten, und die moderne Paraffinleuchte ist nicht älter als 70 Jahre, aber heute auch schon durch Gas und elektrisches Licht zu einer anmutigen Kuriosität geworden. Die stählernen Schreibfeder wird heute bereits von der Schreibmaschine bedroht, die so viel bequemer ist als das Schreiben mit der Hand. Aber der Gebrauch der Stahlfeder ist auch noch nicht 100 Jahre alt, obwohl sie bereits 1803 erfunden wurde. Goethe hat sein ganzes Leben lang noch mit dem Gänsekiel geschrieben, und Heine hat ihn noch vor 90 Jahren benutzten. Erst nach 1830 bürgerten sich die Stahlfedern mehr ein, als praktische und billigere Fabrikate in den Handel kamen. Und nicht anders ist es mit der Tinte. Wir machen uns heute keinen Begriff davon, wie schwierig und voller Ärger das Schreiben mit den Tinten war, die vor 100 Jahren benutzt wurden. Diese Tinte glied mehr einer schwarzen Farbe und war äußerst schwierig zu handhaben, klebte und wuschte beständig. Ein englischer Kulturhistoriker hebt in diesem Zusammenhang hervor, daß die erste wirklich brauchbare Tinte 1834 von einem Londoner Arzt hergestellt wurde. In demselben Jahre begannen die Streichhölzer ihren Siegeszug durch die Welt; doch waren diese ersten Schwefelhölzer ein qualvolles Werkzeug, das entsetzlich schlecht roch und sich sehr schwer entzündete. Trotzdem wurde die Erfindung mit Jubel begrüßt, weil sie dem viel umständlicheren Anzünden mit Feuerstein und Feuerchwamm ein Ende bereitete. Noch sehr viel jünger als die Streichhölzer ist ein für unser alltägliches Leben nicht minder geläufiger Gegenstand, die Briefmarke, denn erst im Jahre 1853 erfand Archer eine Maschine zum Perforieren der Blätter, von denen dann die einzelnen Briefmarken abgerissen wurden.

Wie der Tee verbreitet wurde. Zur Verbreitung des Tees in Europa hat nicht unwesentlich die gelehrte Reklame beigetragen, mit Hilfe deren man die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Getränk lenkte. Obgleich nämlich die Holländer schon im Jahre 1610 den Tee nach Europa gebracht hatten, so blieb doch der Konsum desselben noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein ein äußerst geringer. Das „chinesische Getränk“ war eben zu wenig bekannt geworden. Um dem abzuwehren, besoldeten die Holländer eine Anzahl Ärzte und Naturforscher, die dem Tee alle möglichen guten Eigenschaften andichten und die vermeintlichen Tugenden desselben durch Wort und Schrift ausposaunen mußten. So rühmte der holländische Arzt und Konsul Tulpus 1641 zu Amsterdam die ungemein belebende und stärkende Kraft des Tees. Noch weiter ging der französische Arzt Morisset, der in einer 1648 erschienenen Schrift die Behauptung aufstellte, daß der Tee Verstand gebe. Der begeistertste unter den erkauften Lobrednern des Tees war aber wohl Cornelius Bontekoe, Leibarzt des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Dieser Gelehrte suchte 1667 in einer Abhandlung zu beweisen, daß der häufige Genuß des Tees die Gesundheit des Menschen in wahrhaft bewundernswertem Grade hebe. Wollte man recht gesund sein, so müsse man täglich 100 bis 200 Tassen trinken. Aber nicht nur das körperliche Wohlfühlen, sondern auch die geistigen und technischen Fähigkeiten eines jeden werden, wie Bontekoe in seiner Schrift hervorhebt, durch eine Teekur erheblich gesteigert werden. Der Diplomat wie der Gelehrte sollen ihren Studien mit weit größerem Eifer und Erfolge obliegen und der Säuhmacher bessere Arbeit anfertigen können, wenn sie Tee trinken. Diese Lobrede des brandenburgischen Leibarztes verfehlte ihre Wirkung nicht. Durch Bontekoe wurde der Tee zuerst in Deutschland bekannt und bald zu einem so allgemein beliebten Getränk, daß man zu Verfassungen greifen mußte, um die große Nachfrage nach dem neuen Genußmittel zu befriedigen.

Vorausberechnung der Missernten. Die „Times“ entnehmen der letzten Nummer des „Economic Journal“ einen Artikel, in dem Sir William Beveridge, der Direktor der Londoner „Schule für landwirtschaftliche und politische Wissenschaften“, seine Theorie des Bestehens von meteorologischen Zyklen, die einen großen Einfluß auf den Ernteausfall haben, mit neuen Beweisen zu stützen sucht. Es handelt sich bei dieser Theorie um folgendes: Die Missernten

mit ihrer Begleiterscheinung wirtschaftlicher Depressiven treten so ziemlich alle 15 Jahre ein. Nach den verwickelten Berechnungen, die Beveridge aufstellt, müssen wir uns beispielsweise für das Jahr 1923 auf überreiche Regenfälle gefaßt machen, die im Verein mit großer Kälte eine Missernte herbeiführen dürften. Nach ihm würde das Jahr 1923 dem Jahr 1315 gleichen, dem furchtbarsten Hungerjahr, das die Geschichte Europas verzeichnet. Beveridges Prophezeiung stützt sich auf Statistiken, die einen Zeitraum von drei Jahrhunderten umfassen und den Beweis erbringen sollen für das Bestehen eines Turnus schlechter Ernten, die rund alle 15 Jahre eintreten. Immerhin gönnt uns der Londoner Gelehrte noch einen Hoffnungsstrahl mit der Bemerkung, daß die arithmetische Formel nicht gerade unfehlbar zu sein brauche. Trotzdem aber rät er, bei Zeiten Vorsorge zu treffen, um sich vor unliebsamen Ueberraschungen zu schützen. Die „Times“ widmen den Beveridge'schen Ausführungen über die Hungerjahre einen Leitartikel, in dem sie erfreulicherweise dem Gedanken Raum geben, daß die Welt heute doch unter Verhältnissen lebt, die von denen des Jahres 1315 grundverschieden sind, da Europa heute nicht mehr wie damals von der eigenen Getreideerzeugung zu leben genötigt ist.

Erdkunde

Waren das alte Rom und Byzanz Millionenstädte? Heute, im Zeitalter der Großindustrie und des Großverkehrs, welche die Anhängung der Menschen in Aisewohnplätzen so fördern, gibt es mit Sicherheit nur 11 Millionenstädte auf der Erde, neben 7 andern, von denen wir dies nicht genau wissen. Von den ersteren hat London die Million 1802 erreicht, als England schon Jahrhunderte hindurch seine Arme nach allen Weltteilen ausgestreckt hatte, Paris 1850, Newjork 1870, Wien 1876, Berlin 1880, Kalkutta 1900, außer London also alle erst in der Zeit des modernen Schnell- und Massenverkehrs und der Großindustrie. Wenn wir uns dies vor Augen halten, müssen die Angaben der alten Schriftsteller, daß die Hauptstädte des weströmischen und oströmischen Reichs, Rom und Byzanz (Konstantinopel), Millionenstädte gewesen seien, dem stärksten Zweifel begegnen. Eigentliche Volkszählungen gab es im Altertum und Mittelalter nicht, Schätzungen sind, wie wir aus der heutigen Städtestatistik zur Genüge wissen, höchst unsicher, und noch viel trügerischer sind Schlüsse etwa folgender Art, wie sie tatsächlich gezogen worden sind: Die Franken töteten i. J. 538 nach Chr. bei der Eroberung von Mailand 300 000 männliche Einwohner dieser Stadt (wie ein alter Schriftsteller berichtet); also hatte Mailand damals 600 000 Einwohner, also das viel bedeutendere Rom sicher eine Million. Oder: Im Jahre 412 hatte Rom 179 Paläste von Reichen, Byzanz aber 4387; Rom war eine Millionenstadt, also war dies Byzanz erst recht. — Wir müssen vielmehr annehmen, daß Byzanz zur Zeit seiner größten Blüte, also seit Justinian, höchstens eine halbe Million Bewohner hatte, und das gleiche gilt für das alte Rom, das ja einen viel kleineren Raum einnahm als die moderne Halbmillionsstadt Rom.

Gesundheitspflege

Merke! vom Fingernagel. Gesunde, gut gepflegte Fingernägel gelten für eine besondere Schönheit und das Zeichen einer hohen Körperkultur. Aber zur richtigen Nagelpflege ist eine genaue Kenntnis der Physiologie des Nagels notwendig, die auch die Manicurekünstler nicht immer besitzen. Ein Nagel entspricht der hornigen Oberhäut der Haut und unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß er härter und fester ist. Er ist aus einer Anzahl Schichten polygonaler Zellen aufgebaut, und bisweilen sind zwischen diesen Zellen oder in ihrem Innern kleine oder größere Luftbläschen, die die weißen Flecken des Nagels hervorrufen. Die halbmondförmige Fläche an dem sichtbaren Ansatze des Nagels tritt beim Daumen am deutlichsten hervor, hebt sich aber auch bei den anderen Fingern gewöhnlich deutlich ab. Ueber ihre Entstehung gehen die wissenschaftlichen Ansichten noch auseinander, aber sie scheint durch eine Undurchsichtigkeit des Gewebes der Hornhaut an dieser Stelle verursacht zu werden. Die Schnelligkeit des Wachstums der Nägel ist bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden. Im allgemeinen aber wachsen die Nägel schneller bei jungen Menschen und während des Sommers. Man will auch beobachtet haben, daß im Sommer die Nägel der rechten Hand schneller wachsen als die der linken. Das durchschnittliche Wachstum eines Nagels von dem Halbmond bis zur Fingerspitze wird auf vier Monate angegeben, und man hat ausgerechnet, daß die Nägel an Händen und Füßen zusammen etwa 3 Gramm Nagelsubstanz jährlich hervorbringen. Allzu raschem Wachstum der Nägel kann man dadurch entgegenwirken, daß man die Nägel in heißem Wasser, das eine Boraxlösung enthält, erweicht und dann sorgfältig schneidet oder feilt. Ueberhaupt ist eine Feile, Schere und Messer bei der Nagelbehandlung vorzuziehen, da durch diese nicht selten unangenehme Verwundungen verursacht werden.

Vorsicht vor Spinnengewebe. Allen Warnungen zum Trotz werden immer noch Spinnengewebe zur Stillung offener Wunden verwendet. Das ist eine große Unvorsichtigkeit, denn dadurch kann nicht bloß eine Blutvergiftung herbeigeführt werden, sondern es können auch Bazillen, z. B. der Tuberkelbazillus und der Starrkrampfbazillus, der Bodenreger u. a. in die Wunde gelangen. So hat man z. B. die Pöden auf ein Pferd übertragen, indem man eine Wunde desselben mit Spinnengewebe belegte, das aus einem Stalle herrührte, in dem an Ruhpocken erkrankte Kühe gestanden hatten.